



EVA-MARIA BAST

Margeriten- jahre

Roman

GMEINER





EVA-MARIA BAST

Margeriten- jahre

Roman

GMEINER



Eva-Maria Bast

Margeritenjahre

Fünfter Teil der Jahrhundert-Saga



ZUM BUCH

Zeit des Umbruchs Revolutionen, Unruhen, der Vietnamkrieg, Blumenkinder, Hippies und ein Café: 1968 ist ein Jahr der Gegensätze. Während sich Karl nach seiner geglückten Flucht aus der DDR in die hübsche Revolutionärin Anni verliebt, ist Melissa am Bodensee damit beschäftigt, ihr Elternhaus in ein Café umzuwandeln. Inspiration dazu findet sie in einer Pariser Eisdiele. Ihr Gatte, der der Hippie-Bewegung nahesteht, geht der jungen Unternehmerin dabei gehörig auf die Nerven. Unterstützung bekommt sie von Karls Ziehbruder Otto: Der Architekt ist seinerseits auf der Flucht – vor seiner anspruchsvollen Ehefrau, die sich für einen Kinostar hält, und vor seiner Vergangenheit als elternloses Wolfskind, die er nie verarbeitet hat. Auch Susanne in Amerika und Sophie in Paris erleben stürmische Zeiten: Die Morde an Martin Luther King und Robert Kennedy sowie die Maiunruhen lassen sie einfach nicht zur Ruhe kommen.

Eva-Maria Bast wurde 1978 in München geboren, arbeitet seit 1996 als Journalistin und ist Leiterin der »Bast Medien GmbH«. Für ihre Arbeit wurde sie bereits mehrfach ausgezeichnet, unter anderem erhielt Eva-Maria Bast dreimal den »Oscar« der Zeitungsbranche, den Deutschen Lokaljournalistenpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung. Seit 2016 ist Eva-Maria Bast Dozentin an der Hochschule der

Medien in Stuttgart. Sie lebt mit ihrer Familie in Überlingen am Bodensee und in Würzburg.

IMPRESSUM

Immer informiert
Spannung pur – mit unserem Newsletter informieren wir Sie
regelmäßig über Wissenswertes aus unserer Bücherwelt.

Gefällt mir!



Facebook: @Gmeiner.Verlag

Instagram: @gmeinerverlag

Twitter: @GmeinerVerlag

Besuchen Sie uns im Internet:

www.gmeiner-verlag.de

© 2020 – Gmeiner-Verlag GmbH

Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch

Telefon 0 75 75 / 20 95 - 0

info@gmeiner-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten

1. Auflage 2020

Lektorat: Claudia Senghaas, Kirchartt

Herstellung/E-Book: Mirjam Hecht

Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart

unter Verwendung eines Fotos von: © ullstein bild – Oscar Poss

ISBN 978-3-8392-6638-0

LIEBE LESERINNEN UND LESER,

vor Ihnen liegt der fünfte Band meiner Mondjahre-Jahrhundertsaga. Viel hat sich seit Teil 1, der im Ersten Weltkrieg spielt, getan und nicht alle von Ihnen werden die ersten vier Bände kennen. Deshalb habe ich für Sie eine Zusammenfassung geschrieben, die Sie am Ende des Buches finden.

Herzlichst, Ihre
Eva-Maria Bast

1967 - 1968

1. KAPITEL

Ost-Berlin, Anfang November 1967

Kalt kroch der Nebel über den frostigen Herbstboden, eine weiße wabernde Masse, die ihre Klauen nach ihnen ausstreckte, dachte Karl unbehaglich und schauderte leicht. Im grellen Licht der Scheinwerfer, die die Mauer anstrahlten, wurde der Nebel zu einer weißen Wand, einer zweiten Mauer. Die Kalaschnikow in seiner Hand wog schwer, die Uniform war ihm am Hals wieder einmal zu eng, und er hatte das Gefühl, keine Luft mehr zu bekommen.

»Heute Abend geht uns einer ins Netz, dit hab ich im Urin«, sagte Martin, der mit ihm an der Grenze entlang patrouillierte, und rieb sich die Hände. »Dann kommt die hier endlich mal zum Einsatz.« Er hob seine Waffe an und grinste breit. Karl verzog angewidert den Mund. Menschen wie Martin waren es, die ihn immer mehr an dem Staat zweifeln ließen, dem er hier diente. Dabei war er so stolz gewesen, im vergangenen Jahr seine Ausbildung im Herrenhaus der Stintenburg abgeschlossen zu haben und nun als Berufsunteroffizier im Einsatz zu sein. Endlich konnte er dazu beitragen, seine Heimat vor dem Klassenfeind zu schützen, das Land, das ihn, seinen Bruder Heinz und seine Ziehgeschwister mit offenen Armen aufgenommen hatte, nachdem seine beiden Ziehmütter

Irina und Annemarie mit ihnen aus Ostpreußens Wäldern geflohen waren. Seine Ausrüstung, Doppelbewaffnung mit Maschinenpistole und Pistole und die kleine Harke zum Verwischen von Spuren, trug er mit Stolz.

Dass die Grenzen geschützt werden mussten, das war für Karl in dem Moment klar gewesen, als Otto, sein großes Idol, sein Bruder – wenn auch nicht sein leiblicher – sein Halt und seine Stütze, vor sechs Jahren, kurz nach dem Bau der Mauer, aus dem Fenster eines Hauses an der Zonengrenze in den Westen gesprungen war und ihn allein zurückgelassen hatte. Nun gut, gestand er sich inzwischen ein, allein war er ja nicht gewesen, da waren noch Irina und Annemarie und all seine Zieheschwister. Aber dennoch hatte er sich im Stich gelassen gefühlt, und die Wut, die er auf seinen Bruder empfunden hatte, war lähmend gewesen. Zumal im Anschluss an Ottos Flucht eine unangenehme Zeit begonnen hatte. Annemarie war für mehrere Monate verschwunden und vollkommen gebrochen wiedergekehrt. Irina hatte sich auf diffuse Weise verändert.

Ja, es war eine schwere Zeit gewesen, in der Karl das Gefühl gehabt hatte, jegliche zuvor mühsam errungene Stabilität verloren zu haben.

Seine Berufswahl hatte ihm diese Beständigkeit und diese Sicherheit zurückgegeben. Doch je besser er das System von innen kennenlernte, desto mehr missfiel es ihm. Vor allem, weil er es tagtäglich mit Menschen wie diesem Martin aushalten musste.

Der Hund schlug an und riss ihn aus seinen düsteren Gedanken. Im nächsten Moment begann das Tier, Witterung aufzunehmen, stob in Richtung Westen davon und zog den verdutzten Karl hinter sich her.

»Hab ich's doch gesagt«, freute sich Martin und setzte sich keuchend in Bewegung. »Komm.«

Sie befanden sich in dem Bereich zwischen den beiden Grenzzäunen, rechts von ihnen verlief das »Spargelbrett«, ein Feld mit riesigen Nägeln, und der Signalzaun, der im Wachturm Alarm auslöste, sobald diesen jemand berührte.

Karl schluckte. Um seinen Kopf fühlte er ein eisernes Band, das sich immer mehr zuzog, ein Phänomen, das er von seiner Kindheit an kannte und das stets bevorstehendes Unheil ankündigte. »Wenn es wirklich ernst ist, sind die Kollegen ohnehin gleich da«, sagte er schwach.

Sein Kamerad warf ihm einen finsternen Blick zu. »Na und? Aber wir sind jetzt vor Ort und müssen handeln.«

Der Hund bellte laut, und Martins Lampe leuchtete hell durch die Nacht, brachte jedoch keine weite Sicht: Wie durch die Scheinwerfer wurde der Nebel auch durch die Lampe viel undurchdringlicher.

Karl fühlte sich immer unbehaglicher. Was, wenn Martin recht hatte und sie heute Abend wirklich jemanden bei der Republikflucht erwischen würden? Republikflucht war nicht richtig, daran gab es keinen Zweifel. Man musste die Menschen daran hindern. Doch Karl hatte das Gefühl, dass Martin von den falschen Motiven getrieben wurde, und sprach ein stummes Gebet, dass sie in dieser Nacht nicht fündig werden würden. Doch Gott erhörte ihn nicht.

Der Nebel lichtete sich und gab den Blick auf drei Gestalten frei, die versuchten, die Grenze zu überqueren. Die vordere war etwas größer, die anderen beiden deutlich kleiner.

»Stehenbleiben!«, brüllte Martin, doch die größere Gestalt machte keine Anstalten, dem Befehl Folge zu leisten. Martin hob seine Waffe und zielte.

»Mutti!«, gellte ein Schrei durch die Nacht.

»Nicht!«, brüllte Karl im selben Moment. Doch sein Ruf ging im lauten Knall des Schusses unter.

Die Welt stand still. Sie wollte sich einfach nicht weiter drehen. Entsetzt starrte Karl auf die gespenstische Szenerie. Eine junge Frau lag auf der Wiese nahe der Grenze. Aus ihrem Bauch quollen Unmengen von Blut, ihr starrer Blick richtete sich gen Himmel. Auf ihre Brust hatte sich ein etwa siebenjähriges Mädchen geworfen und schluchzte erbärmlich. »Mutti! Mutti!«

Daneben ein anderes Kind, etwa fünf Jahre alt. Es weinte nicht, es zeigte keine Regung. Es starrte einfach nur vor sich hin. Eine andere Szene drang aus den Tiefen von Karls Seele hervor, ein Bild, das er bisher noch nie gesehen hatte, von dem er aber wusste, dass es zu seinem Leben gehörte. Ein Keller. Eine schreiende Frau. Männer, die sie quälten, so lange, bis sie nicht mehr schrie. Ein Junge, der über ihrer Brust lag. Weinend. Ein anderer Junge, der daneben stand und das einfach nicht begreifen konnte. Und dann das nächste Bild: Er, der kleinere der beiden Jungen, auf dem Arm des großen, der ihn kilometerweit durch vereiste Wälder trug. Tagelang.

Ein trockenes Schluchzen entrang sich Karls Kehle, und er starrte Martin entsetzt an. »Was hast du getan?«

»Was die Frau verdient hat«, bellte sein Kamerad, der keine Anstalten machte, sich um die Kinder zu kümmern. »Ich mache jetzt Meldung. Und dann stellen wir mal die Personalien fest.«

Karl übergab sich in den nächsten Busch.

2. KAPITEL

Überlingen, Bodensee, November 1967

Johanna lehnte den Kopf an die Schulter ihres Mannes, während sie still und Hand in Hand am Ufer entlang gingen. Sie liebte diese Novemberstimmung, mochte es, wenn der Nebel die Horizontlinie verwischte. Dann sah es stets so aus, als ginge der See direkt in den Himmel über und wolle niemals enden.

»Ich kann gar nicht verstehen, dass so viele Leute immer behaupten, das Leben am See führe im November zu Depressionen«, sagte sie. »Nie kann man so schön spazierengehen wie jetzt – und dann nach Hause ins Warme zurückkehren.«

Sebastian gab ihr einen Kuss auf die winterkühle Wange.

»Das geht mir ganz genau so«, bestätigte er. »Und auch, wenn wir beide einen großen Teil unseres Lebens am Bodensee verbracht haben, so kann ich mich doch nicht daran erinnern, dass er auch nur ein einziges Mal gleich ausgesehen hat wie an einem anderen Tag. Er hat immer ein anderes Gesicht. Immer wieder aufs Neue.«

»Lass uns ein wenig zum Ufer hinabgehen«, bat Johanna. Hand in Hand verließen sie den Weg und schlenderten über einen schmalen Wiesenstreifen direkt an die Wasserkante, wo der See leise über die grauen Kieselsteine schwappte und sie an den Stellen, an denen er sie traf, dunkler färbte.

Sie bückte sich, um einen der Steine aufzuheben, und betrachtete ihn mit einem versonnenen Lächeln.

»Wenn ich daran denke, wie oft wir hier schon gestanden haben – mit wie vielen Kindern, mit wie vielen Generationen, und Steine ins Wasser geworfen haben. Einen nach dem anderen. Plopp, plopp, plopp. In Krieg und Frieden, in tiefstem Leid und größter Freude. Und wie oft habe ich an diesem Ufer gesessen und dem See mein Herz ausgeschüttet.«

»Und allzu oft auch wegen mir.«

Sebastian trat hinter sie und schlang die Arme um seine Frau. »Kaum zu glauben, dass wir uns nun schon über 50 Jahre lieben. Was haben wir alles erlebt – Kriege, Revolutionen, Epidemien und ... und den Verlust unserer Tochter Susanne.«

Johanna nickte und warf den Stein mit einer weit ausholenden Geste ins Wasser. »Der hier ist für sie«, sagte sie leise. »Wie oft bin ich auch mit ihr an diesem Ufer gewesen und habe Steine geworfen, als sie noch ein kleines Mädchen war. Sie hat das geliebt. Manchmal haben wir auch Steintürme gebaut. Wer es schaffte, den höchsten Turm zu errichten, hatte gewonnen. Und nächsten Herbst würde sie ihren 50. Geburtstag feiern.«

Er nickte. »Sie fehlt mir ebenfalls schrecklich, auch nach all den Jahren«, sagte er. »Es stimmt eben nicht, dass die Zeit alle Wunden heilt. Die Wunde, die der Verlust Susannes uns zugefügt hat, ist eine, die niemals heilt.«

Auch er hob einen Stein auf, warf ihn ins Wasser und betrachtete gedankenverloren die Ringe, die sich durch den Aufprall über die Oberfläche ausbreiteten. »Immerhin

durften wir ihre Tochter großziehen. Melissa.« Dann fragte er: »Hältst du es eigentlich immer noch für richtig, dass wir ihr nie gesagt haben, dass wir eigentlich ihre Großeltern sind?«

Johanna antwortete nicht sofort. »Das habe ich mich oft gefragt«, erwiderte sie schließlich nachdenklich. »Aber irgendwann war dann der Moment verpasst. Es ihr jetzt zu sagen, nach all den Jahren, würde sie nur durcheinander bringen.«

»Da hast du recht«, sagte er.

»Dennoch bin ich dafür, etwas zu verändern – auch und gerade in Bezug auf Melissa.«

Er sah sie fragend an.

»Nun, ich habe das Gefühl, dass sie mit ihrem Andreas alles andere als glücklich ist. Und ich kann das verstehen.«

»Ich auch.« Mit einem ärgerlichen Knurren kickte Sebastian nach den Kieselsteinen zu seinen Füßen, eine für den älteren, distinguiert wirkenden Herrn ganz und gar untypische und unpassende Geste.

»Jede Generation hat ihre ganz eigenen Themen und Ansätze, aber diese ständige Meditiererei geht mir auf die Nerven, ebenso wie dieses Gesinge. Und er sollte sich endlich einmal die Haare schneiden lassen.«

»Das sehe ich ganz genau so«, bekräftigte Johanna. »Und Melissa auch. Seit er sich dem Studium der Philosophie verschrieben hat, kommt sie ganz alleine für ihrer beider Lebensunterhalt auf. Er ist nie da, sondern ständig auf irgendwelchen Sit-Ins und Meditationen, er hilft ihr nicht ...«

»Du hast ja recht mit allem, was du sagst«, stimmte Sebastian seiner Frau zu. »Aber es ist ihr Leben, und da sollten wir uns nicht einmischen, wenn sie uns nicht ausdrücklich darum bittet.«

»Ich will mich ja gar nicht einmischen, zumindest nicht in dem Sinne«, versicherte Johanna rasch, holte tief Luft und ergänzte dann: »Was hältst du davon, wenn wir ihr unser Haus überschreiben, das *Alte Schulhaus*? Sie könnte dort ein eigenes Café eröffnen. Ich weiß, dass sie schon lange davon träumt.«

Verblüfft sah Sebastian sie an. »Ein Café eröffnen? In unserem Haus? Aber wo sollen wir dann wohnen?«

Johanna winkte ab. »Das Haus ist groß genug«, sagte sie. »Genau genommen, ist es viel zu groß für uns. Und zu langweilig. Nun haben wir endlich Zeit, Sebastian, Zeit, um zu reisen. Wir sind dazu noch jung genug.«

»Du möchtest reisen?«, fragte er erstaunt.

Sie nickte. »So gern würde ich Sophie in Paris besuchen, um nur ein Beispiel zu nennen. Und außerdem wünschen wir uns doch, seit wir jung sind, den Turm zu einer Wohnung auszubauen. Du weißt, wie sehr ich diesen Ort liebe und wie herrlich der Seeblick von dort oben ist. Wenn wir es jetzt nicht tun, tun wir es nie mehr.«

Er sah sie nachdenklich an. »Du hast recht. Den Turm auszubauen, ist ein Plan, den wir schon seit Jahrzehnten vor uns herschieben. Dort und in der weiten Welt mit dir meinen Lebensabend zu verbringen – vielleicht ist das gar keine so schlechte Idee. Wenn Melissa will.«

Johanna legte ihm die Arme um den Hals. »Du bist einfach der Beste, Sebastian Bigall«, sagte sie und gab ihm

einen Kuss auf den Mund. »Ich liebe dich – nach 50 gemeinsamen Ehejahren mehr denn je.«

*

Melissa wollte. Und wie sie wollte. Als Johanna ihr den Vorschlag am Abend unterbreitete – wie jeden Mittwoch aßen Vater, Mutter und Tochter gemeinsam, Andreas blieb den traditionellen Familienmahlzeiten seit längerer Zeit fern –, strahlte die junge Frau über das ganze Gesicht und fiel Johanna um den Hals, wozu sie sich weit über den liebevoll gedeckten Tisch beugen musste. »Was für eine wunderbare Idee, Mutti!«, rief sie. »Ich träume schon so lange davon, ein eigenes Café zu eröffnen. Zumal es mit Andreas immer schwieriger wird. Ich passe einfach nicht mehr in seine Welt.«

Johanna sah ihre Tochter mitleidig an. »So schlimm?«

Melissa nickte. »Aber lass uns jetzt nicht von ihm sprechen, das verdirbt mir nur die Laune. Wie habt ihr euch das vorgestellt, Vati und du?«

»Wir würden dir das ganze Haus überschreiben und in die Dachgeschosswohnung im Turm ziehen«, erläuterte Sebastian. »Wir sind ja noch jung und gehen davon aus, die Treppen problemlos noch eine Weile nehmen zu können. Die Dachgeschosswohnung ist groß genug für uns beide und hat den schönsten Seeblick.«

»Du könntest das Wohnzimmer zum Café umbauen und im Frühjahr und Sommer auch im Garten bedienen«,

überlegte Johanna. »Die Küche müsstest du natürlich für deine Bedürfnisse modernisieren.«

Melissa nickte begeistert. »Die Idee gefällt mir immer besser, am liebsten würde ich gleich morgen beginnen.« Dann runzelte sie besorgt die Stirn. »Ich hoffe nur, dass meine Ersparnisse ausreichen, um alles einzurichten.«

»Die Bank gibt dir bestimmt einen Kredit«, war sich Johanna sicher. »Vati und ich können dir leider nicht viel helfen. Vatis Pension ist zwar nicht schlecht, aber wir würden gerne auch auf Reisen gehen und müssen ja noch die Dachgeschosswohnung ausbauen.«

»Ich möchte gar nicht, dass ihr mir helft«, beteuerte Melissa. »Ich will das alleine schaffen. Und ihr gebt mir mit dem Haus ja schon mehr als genug.«

»Und stehen dir natürlich immer mit Rat und Tat zur Seite«, versicherte Johanna.

»Dann werde ich gleich morgen einen Termin bei der Bank ausmachen«, freute sich Melissa. »Ärgerlicherweise werde ich Andreas mitnehmen müssen, er muss ja zustimmen. Und ob er mit seinen langen Haaren und seiner eigentümlichen Kleidung so einen guten Eindruck auf die Herren von der Bank macht?«

»Dafür wird der Eindruck, denn du machst, umso besser sein«, sprach Johanna ihrer Tochter Mut zu. »Du wirst das wunderbar machen. Ich bin jetzt schon stolz auf dich.«

3. KAPITEL

West-Berlin, November 1967

Seufzend lehnte Otto sich auf seinem Bürostuhl zurück und ließ seinen Blick durch das große Bürofenster über die Stadt gleiten. Es war ihm gut ergangen, seit er vor sechs Jahren die spektakuläre Flucht aus dem Fenster an der Zonengrenze gewagt hatte, fand er. Er hatte seine Eltern wieder gefunden, von denen er als kleiner Junge, als die Russen kamen, getrennt worden war, woraufhin er allein durch die Wälder streunte, bis Irina und Annemarie ihn auf sammelten und, ebenso wie andere Wolfskinder, in einer Schicksalsfamilie großzogen. Wie sehr er sie alle vermisste, seine Geschwister, die drüben geblieben waren, aber auch Irina und insbesondere Annemarie, die ihm all die Jahre eine so liebevolle Ziehmutter gewesen war. Wenn er ehrlich war, hatte sie ihm näher gestanden, als er das von seiner leiblichen Mutter jemals behaupten konnte. Was angesichts der langen Trennung vermutlich auch kein Wunder war. Zumal das, was er in jenen Jahren erlebt hatte, sein Wesen verändert und ihn zu dem gemacht hatte, der er heute war.

Dennoch konnte er sich nicht beklagen. Seine Eltern lasen ihm, dem Wiedergefundenen, dem Heimgekehrten, jeden noch so kleinen Wunsch von den Augen ab, und als er sich selbstständig machte und aus der großbürgerlichen Villa in Zehlendorf auszog, hatte ihm der Vater ganz

selbstverständlich zwei Etagen in einem wunderschönen Jugendstilhaus am Ku'damm gekauft. Parkettböden, hohe Decken, Flügeltüren. In der unteren der beiden Wohnungen hatte er sein Architekturbüro eingerichtet, im Stockwerk darüber wohnte er. Mit Helga. Seinem Fluch und seinem Segen. Wobei sie sich in letzter Zeit eher als Fluch denn als Segen erwies. Er hatte Helga vor drei Jahren in der *Eierschale* kennengelernt, einem traditionsreichen Jazzklub, 1952 gegründet von Hawe Schneider, dem Posaunisten der *Spree City Stompers*. Seit 1956 war die *Eierschale* in Dahlem ansässig, wo sie im 350 Quadratmeter großen Keller des Hauses Breitenbachplatz 8 zum angesagtesten Jazzklub West-Berlins mutierte. Ella Fitzgerald hatte sich im Anschluss an ein Konzert noch zu einem Gig überreden lassen, und Helga hatte plötzlich neben ihm gestanden – und ihn um den Verstand gebracht, mit ihren veilchenblauen Augen, ihrem Schmollmund und ihrem beachtlichen Dekolleté, mit dem sie ihrem Gegenüber einen großzügigen Einblick in ihre weiblichen Vorzüge gewährte. Seit jener Nacht war keine mehr ohne sie vergangen. Helga hatte von ihm, seinem Leben, seinem Fühlen und seinem Denken Besitz ergriffen. Und vor allem hatte sie alle Macht über seine Triebe. Noch immer erregte ihn der bloße Gedanke an sie, doch zunehmend stellte er fest, dass ihm das nicht mehr ausreichte. Helga war durch ihre oberflächliche Art eine willkommene Ablenkung von den ersten schweren Jahren seines Lebens im Westen gewesen. Mit ihr kam man gar nicht auf die Idee zu hinterfragen, zu reflektieren, mit ihr

ging es einfach nur darum, das Leben zu genießen. Das tat ihm gut. Es war wie eine Heilung von all seinen Wunden.

Helga war Schauspielerin, wenn auch keine sonderlich erfolgreiche und talentierte. Sie selbst hielt sich allerdings für den Nabel der Welt, vor allem, seit sie in dem Film *Zur Sache, Schätzchen*, der bald Premiere feiern sollte, Seite an Seite mit Uschi Glas vor der Kamera stand. Seither sprach Helga vor aller Welt von der bekannten Schauspielerin, als sei diese ihre beste Freundin. Otto vermutete jedoch, dass Uschi Glas die Existenz seiner Frau noch nicht einmal wahrgenommen hatte, zumindest hatte der Star Helga stets ignoriert, wenn Otto sie vom Set abholte, und bei ihnen zu Hause hatte er die berühmte Schauspielerin auch noch nie gesehen.

Otto hatte längst erkannt, dass seine Frau zwar bildschön war und sicherlich als zierendes Beiwerk taugte, ihm aber, außer im Bett, nicht viel bieten konnte, und das ödete ihn zunehmend an. Zumal sie immer anspruchsvoller wurde. Ein Filmstar, so argumentierte sie, könne nicht in Billigklamotten rumlaufen. Für Helga war das Beste gerade gut genug – Gucci, Prada, Chanel – und da ihre Gage als Nebendarstellerin nicht sonderlich hoch war, musste Otto wieder und wieder seinen Geldbeutel zücken.

Was ihn nicht störte, denn Otto war ein so wohlhabender wie großzügiger Mann, Geld interessierte ihn nicht, das Einzige, was er sich leistete, war dann und wann ein Gemälde. Otto war ein begeisterter Kunstsammler, zu seinen Lieblingen zählten Andy Warhol, Salvador Dalí und Allen Jones, die Stühle in seinem Büro waren von dem dänischen Architekten und Designer Verner Panton.

Als ausgesprochen nervtötend empfand er aber die Tendenz seiner Frau, mit nichts zufrieden zu sein, immer noch mehr zu fordern und noch mehr zu wollen. Denn je mehr sie jammerte, desto mehr stand ihm seine eigene, leidvolle und entbehrungsreiche Kindheit vor Augen.

Und genau deshalb hatte er überhaupt keine Lust, jetzt, wo die Geschäfte unten auf dem Ku'damm langsam schlossen, ebenfalls Feierabend zu machen und einen Stock höher zu gehen. Doch es half nichts, sie würde mit dem Abendessen warten, seit der Film abgedreht war, gefiel Helga sich in der Rolle der liebenden Hausfrau, und sie hatte leider auch das Kochen für sich entdeckt. Eine Kunst, die sie keineswegs beherrschte. Doch Helga erwartete überschwängliches Lob für ihre Mahlzeiten, und wenn sie dieses Lob nicht bekam oder er nicht mit Appetit zugriff, füllten sich ihre blauen Kulleraugen mit Tränen und ihre Unterlippe begann auf faszinierend dramatische Weise zu beben. Mit einem erneuten Seufzer schob Otto die Papiere auf seinem Schreibtisch zusammen und fügte sich in sein Schicksal.

Helga erwartete ihn. Aber nicht, wie er befürchtet hatte, mit dem Abendessen, sondern direkt hinter der Wohnungstür im Negligee. Er hatte die Tür noch nicht hinter sich geschlossen, als sie begann, ihn gierig zu küssen. »Ich habe schon sehnsüchtig auf dich gewartet«, hauchte sie an seinen Lippen und rieb ihren Körper aufreizend an seinem. »Wenn du nicht bald gekommen wärst ...«

Er stöhnte leise auf und zog seine Frau an sich. Vielleicht erwartete er zu viel, dachte er. Was machte es schon, wenn er mit ihr keine tieferen Gedanken teilen konnte. Und war es schlimm, dass sie für sich nur das Beste wollte? Er hatte genug Geld und sie einen Luxuskörper, mit dem sie ihn immer wieder um den Verstand brachte.

Er spürte ihre Hand in seinem Schritt und schloss die Augen. Sekunden später hob er sie auf seine Arme, presste sie an die Wand und nahm sie noch im Flur.

Er war ihr einfach verfallen. Und er würde es für immer bleiben.

Doch so berauschend ihre Begrüßung gewesen war, so ernüchternd war der Rest des Abends. Das Essen, das sie leider doch zubereitet und im Ofen warm gehalten hatte, schmeckte noch schlimmer als befürchtet, fad und lasch, und als er lustlos darin herumstocherte, schob sie schmollend die Unterlippe vor. »Es schmeckt dir nicht«, sagte sie vorwurfsvoll, und prompt standen in ihren großen, blauen Augen die von ihm schon erwarteten Tränen. »Dabei habe ich mir solche Mühe gegeben. Vielleicht, wenn wir endlich eine Köchin ...«

»Nein«, sagte Otto, »keine Köchin.«

»Warum nicht? Du bist ein Sohn aus gutem Hause, und wir leben völlig unter Stand. Gerade mal ein Hausmädchen haben wir. Das ist übrigens auch eines Filmstars nicht angemessen. Alle meine Kollegen ...«

Otto schluckte den Hinweis herunter, dass seine Frau mitnichten mit einer Uschi Glas zu vergleichen war, und sagte stattdessen so sanft er konnte: »Meine Liebe, dir

fehlt jeglicher Bezug zur Realität. Uns geht es hervorragend.«

Vor allem im Vergleich zu dem Leben, das ich früher hatte, dachte er bei sich. Nie hatte er sich nach seiner Flucht in den Westen und zu seinen Eltern an die vielen Dienstboten gewöhnen können.

Helga seufzte. »Du willst mich einfach nicht verstehen«, sagte sie leise. »Wenn du mir doch wenigstens endlich ein Kind ...«

»Nein«, sagte Otto scharf, »Das haben wir doch nun wirklich schon mehrfach besprochen.«

Nun brach Helga in lautes Schluchzen aus. »Ich verstehe einfach nicht, weshalb du mir diesen Wunsch verwehrst«, sagte sie weinend. »Und warum du immer so wütend wirst, wenn ich davon anfangen.«

»Weil du es einfach nicht begreifen kannst und willst.« Otto spürte wieder diese große unkontrollierte Wut in sich aufsteigen, die immer von ihm Besitz ergriff, wenn sie mit diesem Thema anfang. Denn dann kamen die Bilder wieder hoch. Er sah sich selbst, ein kleiner Junge noch, einsam am Bahnhof stehend, die Hand nach seiner Mutter ausstreckend, die im abfahrenden Zug saß und nicht herauskam. Dann das nächste Bild: Zwei kleine Jungen, ein und vier Jahre alt, die einsam durch den Wald irrten. Seine Ziehbrüder. Und dann: Männer, Folter, Erpressungen, Einsamkeit, Kälte und unendliches Leid. Und schließlich sah er die Bilder aus Vietnam, die tagtäglich um die Welt gingen. Wieder litten Kinder. Sie waren immer die Schwächsten. Kindheit bedeutete Leid. Und deshalb durfte er kein Kind in die Welt setzen. Nicht, wenn er nicht sicher

war, dass er sein Kind vor allem Leid dieser Welt beschützen konnte.

Aber all das wusste Helga nicht, weil er es ihr nicht erzählt hatte. Es war ihm klar, dass das unfair war, und dass er ihr eine Erklärung schuldete. Otto holte tief Luft.

»Ich ...«, setzte er an, doch dann dachte er beim Blick in ihre großen blauen Augen, die ihn ängstlich und zugleich hoffnungsvoll anstarrten, dass sie es ohnehin nicht begreifen würde.

»Ach vergiss es einfach«, sagte er, wandte sich zur Tür und stürmte hinaus. Helga blieb weinend im Esszimmer zurück.

4. KAPITEL

Überlingen, November 1967

»Es tut mir leid, aber wir brauchen noch die Unterschrift Ihres Mannes.« Die Bankangestellte lächelte Melissa bedauernd an. Dann beugte sie sich vertraulich über den Schreibtisch und sagte: »Glauben Sie mir, ich finde diese Vorschriften auch vollkommen überflüssig. Als seien wir Frauen nicht allein in der Lage zu denken und zu handeln. Und Ihre Idee, ein Café zu eröffnen, ist großartig. Aber ich kann den Kreditantrag ohne die Unterschrift Ihres Mannes nicht bearbeiten.«

»Ich weiß«, seufzte Melissa und sah nervös auf die Uhr. »Ich habe auch alles mit meinem Mann besprochen. Er hat mir versichert, pünktlich zu sein.«

Doch inzwischen warteten sie seit fast einer halben Stunde und es war nicht mehr zu leugnen, dass er sie versetzt hatte. Wieder einmal.

»Dürfte ich den Kreditantrag mitnehmen?«, bat sie die nette Bankangestellte, die etwa in ihrem Alter war. »Dann kann er zu Hause unterschreiben.«

Die junge Frau, eine zierliche Blondine mit hüftlangen Haaren, die auf den hübschen Namen Nanette Rosenfein hörte, zögerte. »Nun, eigentlich ...«, begann sie, lächelte dann aber, »Sie müssen es ja nicht an die große Glocke hängen.« Nanette Rosenfein schob die Unterlagen über

den Schreibtisch in Melissas Richtung, die die Papiere sorgsam in ihrer Tasche verstaute. »Vielen Dank. Ich erledige das umgehend. Und wenn mein Café dann eröffnet hat, haben Sie mindestens ein Stück Kuchen bei mir gut.«

Die Bankangestellte lächelte. »Ich freue mich darauf.«

Der Weg nach Hause war nicht weit und Melissa bedauerte, dass er nicht am See entlangführte. Ein Spaziergang am Ufer hätte ihr gut getan – der See hatte schon immer eine beruhigende Wirkung auf sie gehabt. Und sich zu beruhigen, das wäre jetzt dringend angezeigt. Denn obwohl sie am Vorabend sehr ernst mit Andreas gesprochen und ihm mehrfach eingeschärft hatte, wie wichtig es sei, pünktlich zu erscheinen – und zwar im Anzug und nicht in seinen Batikkleidern, und wenn schon mit langen Haaren, dann doch zumindest mit gekämmten und außerdem gewaschen und nicht bekifft –, hatte sie doch insgeheim befürchtet, dass er sie versetzen würde. Und genau das war nun geschehen. Sie eilte die Münstertreppe hinauf, ging durch den schmalen Durchgang links des Gotteshauses und war schon an ihrer Altstadtwohnung angekommen. Was waren sie damals stolz gewesen, als sie sie bekommen hatten, wie liebevoll hatten sie sie renoviert. Und jetzt ...

Schon im Treppenhaus schlug Melissa der süßliche Geruch von Marihuana entgegen. Verärgert schloss sie die Wohnungstür auf. Erst vor zwei Tagen hatte Andreas ihr nach einem Streit versprochen, dass in ihrer gemeinsamen Wohnung nicht mehr gekifft werden würde.

Den Streit hätte sie sich sparen können, wie sie nach dem Betreten feststellte – in ihrer Wohnung ging es schlimmer zu als je zuvor: Blaue Rauchschwaden tauchten das Wohnzimmer in einen süßlichen Nebel, auf dem Sofa lümmelte mit halb geschlossenen Augen ihr Mann und summite die aus dem Lautsprecher dröhnende Melodie zu »If you're going to San Francisco« mit, derweil sich neben ihm ein Pärchen, das Melissa nicht kannte, wild und leidenschaftlich küsste und offenbar gedachte, in Kürze zur Paarung überzugehen. Hinter Andreas saß eine Frau mit langen Rastas und spärlich bedecktem Busen und massierte seine Schultern, auf dem Boden campierten zwei Männer mit Oberlippenbärtchen und teilten sich eine Flasche Bier.

Melissa hustete, ging zum Fenster und riss es auf, wobei sie über auf dem Boden verstreute Kleider und leere Chips-tüten stieg. Keiner schien ihr Beachtung zu schenken.

»If you're going to San Francisco

Be sure to wear some flowers in your hair.

If you're going to San Francisco

You're gonna meet some gentle people there«, klang es unverdrossen aus dem Lautsprecher.

Nachdem sie das Fenster geöffnet hatte, bahnte sich Melissa einen Weg zur Stereoanlage und stellte die Musik ab. Andreas öffnete die Augen und sah sie verzückt lächelnd an, die Rothaarige unterbrach ihre Nackenmassage, der Blick der am Boden hockenden Schnauzbärte glitt lustvoll über ihre Beine. Einzig das Liebespaar auf dem Sofa ließ sich nicht stören. Der Mann hatte inzwischen die Brust der Frau enthüllt und ließ ihr